



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

1.

A u s T r i e s t.

(Aus dem Briefe eines Seebadgastes.)

Grenzboten. — Handelswelt und Kunstwelt. — Das Gastspiel der Kettich. —
Palm. — Saphir. — Der Lloyd. — Journale.

Wie kommt es, daß die Grenzboten, die doch so wacker über belgische, französische und andere grenznachbarliche Zustände berichten, die Küstenländer des adriatischen Meeres so wenig berücksichtigen? Auch hier verläuft sich germanisches Leben in romanisches, auch hier gibt es Grenzverhältnisse, wo Deutschland interessante Eroberungen und Verluste durchmacht. Warum ist Triest mit seinem wichtigen Freihafen und seiner italienisch-deutschen Bevölkerung ein Stiefkind in der deutschen Presse, um das sich kein Mensch kümmert? Höchstens daß man hier und da in einem deutschen Blatte einige Auszüge aus dem hier erscheinenden „Lloyd“ zu Gesichte bekommt; Sittenschilderungen, Beleuchtungen des geistigen und nationalen Lebens erinnere ich mich kaum seit Jahren irgendwo gelesen zu haben. —

Sie werden von einem Badegaste, der hier nur seine Gesundheit in dem lebensvollen Wasserhooße der hellen Adria stärken will und der obendrein in der Literatur nur ein Dilettant ist, nicht verlangen, daß er die Lücke ausfüllen soll, welche Schriftsteller vom Fach leer lassen. Nur von einer kleinen deutschen Episode will ich Ihnen erzählen, welche die hiesige deutsche Kunstwelt (!), darunter ist nämlich jene kleine Fraktion zu verstehen, welche die hiesige Handelswelt etwa an Nichtposttagen der Kunst zur Disposition stellt, ungefähr durch drei Wochen beschäftigte. Ich meine das Gastspiel, welches das Kettich'sche Ehepaar im hiesigen Theater gab, und die Vorlesungen, die Saphir hier hielt. Sie sehen, die Wiener haben es ganz darauf

angelegt, dies Küstenland zu germanisiren. Der Herr Regierungsrath Halm von Münch-Bellinghausen ist gleichfalls zugegen gewesen, gleichsam als halboffizieller Beobachter, welche Resultate diese Germanisationsversuche — bei welchen seine Stücke in der ersten Reihe fochten — hervorbringen würden. Madame Kettich tummelte in kurzer Zeit zwölf oder vierzehn ihrer bekannten Paradesperde mit all der Energie und der rhetorischen Kraft, die, verbunden mit einer leider oft manirirten Monotonie, die Charakteristik dieser Schauspielerin bilden. Sie hatte alle Wärme und Leidenschaft, als spielte sie in Wien vor ihrem Burgtheater-Publicum. Dies zeigte mir, daß die echte Künstlernatur überall sich treu bleibt, und daß die Kettich nicht zu denen gehört, die, von Gewinnsucht getrieben, die Kassen kleiner Theater auszubeuten reifen, und bei derlei Gastspielen die Farben so hochroth auftragen, oder so indifferent spielen, daß der besser Unterrichtete leicht sieht, wie nur das Geld das Ziel dieser Darstellungen ist. Selbst Herr Kettich, mag es sein, daß die Lust, sich so recht auszuspielen, die ihm in Wien nicht oft zu Theil wird, hier mit neuem Feuer ihn belebte, oder daß das herrliche Opernhaus seinem Organ günstiger war; kurz, ich fand ihn besser, freier und deshalb auch wirksamer, als in Wien. — Die Ehrenbezeugungen von Seite des Publicums waren italienisch, oder vielmehr deutsch, oder ungarisch, nämlich Hervorrufungen ohne Zahl, Blumen, Kränze, Gedichte (letztere von Halm). — Dagegen fiel ein als Intermezzo zwischen zwei deutschen Stücken gemachter Versuch der Madame Kettich: der Vortrag eines Gesanges aus Dante's divina comedia in italienischer Sprache, entschieden unglücklich aus. Obwohl ich gerne glaube, Madame Kettich, eine Frau von der umfassendsten Bildung, habe nur aus Verehrung für den großen Dichter, und in der Meinung, den Italienern damit eine Politesse zu erweisen, dieses Wagstück unternommen, muß ich doch jene deutschen Freunde tadeln, die mit dazu die nächste Veranlassung waren; so wahr und warm verstanden auch der auswendige Vortrag dieser Verse war, so beleidigte doch gleich in den ersten Zeilen der ganz und gar nordische Accent selbst unparteiische deutsche Ohren, um wie viel mehr parteiische italienische, deren Besizer denn auch in einem Uebermaß von lächerlicher, sich verlekt glaubender Nationalität ihrer Rohheit den Zügel schießen ließen, zum Bedauern und zur Mißbilligung aller Gebildeten. — Daß Saphir in einer Stadt, wo, wie er selbst privatim sagte, man Baumwolle denkt und Zucker und Kaffee fühlt, einem Publicum, das manche, ja man kann sagen, die bessern Gedanken nicht schnell genug aufzufassen vermag, dennoch sehr gefiel, ist schmeichelhaft für sein Talent. Besonders fand die erste seiner zwei Vorlesungen, die freilich auch in eine Woche mit dem Erscheinen des neuen österreichischen Zolltarifs fiel, sehr aufgeregte Zuhörer. Von seinen Gedichten, denen man ungeachtet vieler schönen Gedanken eine gewisse Form-

nachlässigkeit und Absichtlichkeit des Unpassens für diese oder jene Schauspielerin vorwerfen muß, gefiel vorzüglich das Lied vom Frauenherzen, eines der beliebtesten Paradeperle der Madame Mettich.

Eines der schönsten Etablissements, nicht nur in Triest, sondern in Europa, für Einheimische sowohl als für Fremde, ist das Lloyd; es ist von einer Actiengesellschaft gegründet, bei der Rothschilds die meist beteiligten sind. Seine Dampfschiffe, gegen zwanzig an der Zahl, durchschiffen alle Meere; — eine merkwürdige Thatsache ist es, daß noch nie der geringste Unfall eines derselben getroffen hat. Da ist wohl viel Glück dabei, aber auch etwas Verdienst, weil in der Wahl der Angestellten, vom Capitän bis zum Schiffsjungen, mit der größten Umsicht und Gewissenhaftigkeit verfahren wird. Vor zwei Jahren ungefähr ließ die Gesellschaft an einem der beliebtesten Plätze (Eck des Corso, vis-à-vis dem teatro grande) das sogenannte Terzisteo in's Leben treten; ein wahrer Prachtbau! im edelsten Styl! Ein großer Theil desselben an Wohnungen und Boutiquen ist vermietet; der erste Stock, prächtig meublirt, dient zu besonderen Gelegenheiten, so ist er jetzt bei der bevorstehenden Ankunft des Kaisers, der im Subernialgebäude wohnen soll, für den Gouverneur bestimmt. Zu ebener Erde wird das Gebäude von Osten nach Westen und von Süden nach Norden von zwei langen, mit Glas bedeckten, äußerst elegant und solid gebauten Hallen durchschnitten, die sich in der Mitte begegnen. Bei gutem Wetter im Freien, wird im schlechten in diesen Räumen die Börse gehalten, und unmittelbar an derselben, auch zu ebener Erde, befinden sich ein Café, der Conversationsaal, die Spielzimmer, ein Schreibzimmer, der Directionsaal und das Lesecabinet. In letzterm findet man nebst Tagsbrochuren wohl gegen sechzig deutsche, italienische, englische, französische, spanische Zeitungen, sowohl politische als belletristische; bei letztern wäre eine etwas strengere ästhetische Auswahl wünschenswerth; die angestellten Custoden sind von der äußersten Höflichkeit.

Hier finden sich auch die meisten Deutschen, die etwa noch ein Interesse für Literatur und Politik im weitern als österreichischen Sinne haben. Leider findet man von deutschen Blättern nur die in Oesterreich erlaubten vor, d. h. die Allgemeine Zeitung und die österreichischen Fabrikate. Triest ist eine freie Hafenstadt, wo Alles hinein darf, mit Ausnahme von — Ideen.

II.

A u s W i e n .

Der König von Preußen und die heilige Allianz. — Rußland und der österreichische Korb. — Karlsbad und Ischl. — Die böhmischen Unruhen. — Ein Backhändelknochen. — Die Gebrüder Rohmer. — Emil Devrient. — Dessau.

Die ganze Woche verging in Zweifeln, ob der König von Preußen erst hierher und dann nach Ischl oder ob er direct nach Ischl sich begeben werde. Ein so plausibler äußerer Grund auch für den Besuch des preußischen Monarchen zur Schau liegt (die Begleitung der Königin, welche die Solenbäder in Ischl brauchen wird), so ist der politische Hintergrund dennoch kein Geheimniß. Herr von Canitz persifflirt zwar mit geistreichem Spott alle diplomatischen Frager, die auf schlauen Umwegen über den eigentlichen Zweck seines Monarchen ihn auszuforschen gedenken; indessen wird selbst in den Kreisen, die dem Fürsten Metternich näher stehen, manche Andeutung laut. Zwei so außergewöhnliche Erscheinungen, wie der Besuch des russischen Kaisers in London und der Besuch des preußischen Königs in Wien, folgen einander nicht in dem kurzen Zeitraum von wenigen Wochen ohne politischen Commentar. Kein Mensch kann sich es verhehlen, daß die heilige Allianz einen großen Riß bekommen hat durch die offenen und heimlichen Manipulationen, welche einer der heiligen Alliierten, (ein curioser Heiliger) sich an den Grenzen, so wie im Herzen unserer österreichischen Heiligkeit zu Schulden kommen ließ. Die Petersburger Schlauchheit, der es gelungen ist, Slaven und Magyaren, Czechen und Deutschböhmen gegen einander zu hegen, wollte auch die deutschen Desterreicher bei ihrer schwachen Seite fassen, bei der Gemüthlichkeit. Ein recht gemüthliches Familienband sollte Rußland und Desterreich durch die Ehe des Erzherzogs Stephan mit der energischen und schönen Prinzessin Olga umschlingen, und das Sacrament der Ehe sollte das Sacrament der politischen Allianz unterstützen. „Schlau ausgedacht, Pater Lamormain.“ Dieser Pater war jedoch bekanntermaßen ein Desterreicher, und es ist uns von seiner Schlauchheit wenigstens so viel übrig geblieben, um nicht in die Falle zu gehen.

Unter den merkwürdigen Trophäen, die man den fremden Reisenden in St. Petersburg zeigt, befindet sich in neuester Zeit auch ein stattlicher Korb, den man schlechtweg den Desterreicher nennt und von dem die Illustrierte nächstens eine Abbildung bringen wird, den Text dazu wird Herr Staatsrath Gressch in einer eigenen Brochure herausgeben. Der russische Hof soll diesen Korb jedoch reichlich mit bitteren Früchten füllen und sie mit erster Gelegenheit nach Desterreich schicken wollen. Der Riß, der durch diese Geschichte in die heilige

Allianz gekommen ist, bedarf nun einer geschickten Hand, um geflickt zu werden, und die Ankunft des Königs von Preußen erhält somit ihre Deutung.

Ischl wird in diesem Sommer die Rolle übernehmen, die früher Karlsbad und Töplitz spielten. Ob wir vielleicht neue Karlsbader Beschlüsse zu erwarten haben? — In Begleitung des Fürsten Metternich, der sich vollständig von seinem Unwohlsein erholt hat, befindet sich der größte Theil der wichtigsten Personen der Staatskanzlei in Ischl (Baron Werner, Baron Hügel etc.). Der Erzherzog Ludwig, so wie der Erzherzog Franz Karl begeben sich gleichfalls dahin, und der König von Preußen wird sich somit von den bedeutendsten Leitern der österreichischen Politik umgeben sehen. Während somit unsere auswärtige Politik in Ischl sich concentrirt, ist unsere innere durch die böhmischen Unruhen in nicht geringem Maße in Athem gebracht. Die Vorfälle in Prag sind ernsthafter geworden, als man Anfangs fürchtete. Aufgemuntert durch den nicht unglücklichen Erfolg, den die Drucker in den Fabriken erlangten, haben sich nicht blos die Eisenbahnarbeiter in der Nähe von Prag, sondern auch ein großer Theil anderer Arbeiter auf dem Lande zusammengerottet und Excesse begangen, die alle Ordnung aufzulösen streben. Daß die Zeitungs-correspondenten, die Alles dies auf die Juden zurückführen wollten, dabei perfide zu Werke gingen, hat man aus den Berichtigungen in der Augsburger Allgemeinen ersehen, in welcher der Aufstand der Eisenbahnarbeiter zuerst als gegen den jüdischen Pächter Klein gerichtet gemeldet worden, während die Gebrüder Klein später als gute Christen von altem, urkatholischem Stamm erklärt wurden. Daß man die Judenstadt plündern will, ist eine natürliche Geschmackssache des Pöbelhaufens, der überall zuerst da Beute sucht, wo sie am gefahrlosesten sich darbietet. Diese Phase der Unruhen ist jedoch bereits vorüber, dagegen ist die zweite ernsthaftere die des aufrührerischen Geistes aller Arten von Arbeitern gegen ihre Brodherren. Es circuliren hier in Wien jeden Tag neue Briefe, die betrübende Ausstritte melden und von einer dumpfen Gährung sprechen, die an vielen Orten Böhmens herrschen soll. Der Mangel an Deffentlichkeit, das Schweigen aller Journale macht es möglich, daß diese Gerüchte in offenbare Uebertreibung ausarten. Einige Correspondenten, namentlich die der Weser-Zeitung, beuten dieses Thema vollständig in Novellenform aus und wir erfahren auf dem kleinen Umweg über Leipzig, Bremen und Köln erst, was in dem benachbarten Böhmen vorgefallen ist oder vorgefallen sein soll. Ich hoffe Ihnen künftige Woche einen detaillirten Bericht über die Hauptvorfälle in Böhmen mittheilen zu können. Ich möchte heute nicht gerne durch Verbreitung von Gerüchten den allgemeinen Uebelstand der Presse (dessen Nothwendigkeit ich übrigens wohl einsehe) durch meine eigenen Berichte vermehren.

Dieser Tage starb hier der Anwalt unserer Stadt, der Dr. Vollmeyer, in Folge eines verschluckten Backhändelknochens! Der Wiener Witz hat dabei seine ganze Kaustik entfaltet. Die Backhändelzeit scheint überhaupt sich überlebt zu haben; wir ersticken daran.

Während Friedrich Rohmer in Berlin sich befindet und, wie man liest, bei der Redaction der Staatszeitung theilhaftig werden soll, befindet sich Theodor Rohmer hier. Ob er vielleicht seinem Bruder Quartier machen will, im Falle die Berliner Unterhandlungen sich zerschlagen sollten? Der österreichische Beobachter ist keine Staatszeitung.

Im Theater an der Wien macht Emil Devrient unerhört brillante Geschäfte. Er hat mit dem Director Karl einen Vertrag abgeschlossen, vermöge dessen er bei jeder neuen Rolle, in der er auftritt, die ersten zwei Abende die Hälfte, und die darauf folgenden ein Drittheil der Einnahme erhält. Um ein Beispiel anzuführen, erwähne ich bloß, daß das bekannte Stück, der Mulatte, vorige Woche bei den ersten zwei Vorstellungen jedesmal tausend Gulden C.M. Cassa machte und Herr Devrient in zwei Abenden den Gehalt eines höhern k. k. Beamten einstrich. Was ist dagegen die Lantime eines armen Dichters! — Das Burgtheater beginnt am 1. August wieder seine Vorstellungen. Es verlautet nicht, daß Herr von Holbein auf seiner Reise durch Deutschland große Ausbeute gemacht und neue Gestirne entdeckt habe. Und doch brauchen wir solche, wenn unsere Theaterabende nicht bedeutend in's Dunkle gerathen sollen. Wünschenswerth wäre es, daß einige Talente, die wir in letzterer Zeit hier gastiren sahen, uns gewonnen würden, namentlich wäre die Erwerbung des Karlsruher Schauspielers Desfoir ein echter Gewinn. Dieser noch ziemlich junge Darsteller besitzt eine Romantik des Spiels, wie wir seit Löwe's früherer Zeit sie nicht gesehen haben. Dieses weiche, volltönige Organ verhilft dem Tambus wieder zu jener poetischen Harmonie, die er in neuerer Zeit fast verloren hat. Dabei ist Spiel und Bewegung innig und grazios gerundet. Ich beobachtete ihn später bei einem Ausfluge nach Pesth mit großer Aufmerksamkeit und begreife nicht, wie die Direction des Burgtheaters sich dieses Talent entgehen läßt. —

— Kainer. —

III.

Aus Berlin.

I.

Eschek und die Berliner. — Der Thiergarten und die unteren Volksklassen. — Nestroy als Agent Schnofel. — Die Vossische Zeitung, Rußland und Kellstab.

Noch immer hallt das Ereigniß vom 26. Juli in allen Gesprächen wider. Berlin ist wirklich, wie irgendwo bemerkt worden, eine

durch und durch royalistische Stadt. Der Meuchelmord wird freilich eben so in jeder sittlich organisirten Republik wie hier verabscheut, aber die Aussprüche, die Vorschläge, ja selbst die Gedichte, die hier an jenes beklagenswerthe Ereigniß geknüpft werden, geben Zeugniß davon, daß Berlin in ganz anderer Weise, als etwa Paris, eine solche Begebenheit aufnimmt. Die Meisten sehen sie gewissermaßen als ein Familienergeiß an, und wir haben nicht wenige Frauen und Mädchen gesehen, die förmlich Thränen vergossen, als sie von dem Entsetzen sprachen, das die Königin bei jenem Attentat ergriffen haben muß. Dem Herzen unserer Stadt kann dies nur zur Ehre gereichen, doch glauben wir, daß auch in dieser Beziehung Berlin keinen andern Charakter darbietet, als das gesammte übrige Deutschland. Alle Vorzüge und die zahlreichen Untugenden, die von Berlin ausgefagt werden, finden sich mehr oder weniger in jeder anderen deutschen Stadt wieder. Allerdings gestaltet sich im südlichen Vieles anders, als im nördlichen Deutschland, aber der Grundzug bleibt derselbe. Und es würde in der That ein Wunder sein, wenn es nicht so wäre: denn unter Berlins Einwohnern, und namentlich unter den Erwachsenen, sind die Berliner, d. h. die geborenen, die Geringsten an Zahl. Aus allen Gegenden Deutschlands sind die Menschen hierher gebracht. Hier gibt es nicht, wie in Wien und in anderen noch dem alten Zunftwesen huldigenden Städten, Privilegien, durch welche der aristokratische Bürger gegen den Zuzug und die Mitbewerbung fremder Kräfte geschützt wird. Jeder Unbescholtene kann hier das Bürgerrecht erlangen, und so kommt es denn, daß unsere Bürgerschaft Namen zählt, die dem gesammten übrigen Deutschland — Oesterreich nicht ausgenommen — angehören, und daß es hier auch in allen Gewerbsclassen, wie Weinhändler, Hutmacher, Friseurs u. c., Bürger von französischer Nationalität gibt, die sich sogar zu einer besonderen Adresse an den König vereinigt haben, um ihm ihren Schmerz über das Attentat zu bezeugen. Zu bedauern ist nur, daß diese von unseren Zeitungen mitgetheilte Adresse so schlecht stylisirt war.

Tschek, der ebenfalls nicht in Berlin, sondern im Kreise Nimptsch in Schlessien geboren ist, hat vor der That nicht blos sein Porträt machen lassen, sondern auch sein Leben beschrieben und, wie es heißt, einem Buchhändler zur Herausgabe überfandt. Man sollte kaum glauben, daß ein Mann, der beinahe sechzig Jahre alt ist, solcher Eitelkeit noch fähig sei. Auch um einen Orden soll er früher, wie behauptet wird, sich bemüht haben. Es würden diese Züge, wenn sie sich bestätigten, charakteristischer für den inneren Menschen sein, als das Daguerreotypbild für den äußeren.

Vor einigen Tagen ist eine Abtheilung des Thiergartens, die seit längerer Zeit dem Publicum verschlossen war, als „zoologischer Garten“ wieder eröffnet worden. Die bisher auf der Pfaueninsel ge-

wesene Menagerie hat man dorthin geschafft, doch fehlen noch die merkwürdigsten Gattungen. Namentlich werden der Löwe und der Tiger, diese Spigen der vierfüßigen Gesellschaft, vermisst, während an dem Kleinvolke der Affen und der Kängurus kein Mangel ist. Daß ein Eintrittsgeld von fünf Silber Groschen genommen wird, findet vielfachen Tadel, indem dadurch gerade derjenige Theil der Bevölkerung, der sich andere Genüsse und Belehrungen nicht verschaffen kann, von diesem übrigens vortreflich durch den Gartendirector Lenné arrangirten Theil des Thiergartens ausgeschlossen ist. Mindestens an Einem Tage in der Woche sollte der Zugang gratis sein, der wohlhabendere Theil der Bevölkerung würde es dabei doch vorziehen, an denjenigen Tagen den Garten zu besuchen, wo der Zutrang weniger groß ist. Inzwischen ist es erfreulich, zu vernehmen, daß der Ertrag des Eintrittsgeldes nur zum Besten des Publicums, d. h. zur Erweiterung und Verschönerung der Anlagen, verwendet werden soll, während die Besoldungen der Angestellten u. aus der königlichen Kasse fließen. Der „Oberste des Thierreichs“, wie Professor Lichtenstein immer schon von dem Publicum genannt wurde, das das zoologische Museum besucht, ist auch Vorgesetzter des neuen zoologischen Gartens, und von ihm, als einem sehr freundlichen und humanen Mann, darf wohl erwartet werden, daß er das Seinige dazu thun wird, um auch den niederen Klassen jenes Vergnügen der vierfüßigen Gesellschaft zu verschaffen.

Nestroy aus Wien ist bis jetzt nur als „Agent Schnofel“ in der von ihm bearbeiteten Posse: „Das Mädel aus der Vorstadt“ oder „Ehlich währt am längsten“ aufgetreten. Diese Rolle ist eben so wie das Stück ziemlich unbedeutend; es werden also seine weiteren Darstellungen abzuwarten sein, bevor ein Urtheil über ihn gefällt werden kann. Vorläufig scheint es uns, als ob Nestroy hier nicht so ansprache, wie Raimund und Ignaz Schuster, die ebenfalls hier einmal auf dem königstädtischen Theater gastirten. An Beifall und an zweimaligem Hervorruf an jedem Abend hat es ihm zwar nicht gefehlt, doch hörten wir von mehreren Seiten im Publicum, daß es schwer sei, ihm zu folgen, da er gar zu sehr wienerisch spreche.

Die Wossfische Zeitung ist in Rußland verboten worden. Sie können sich denken, wie stolz das unschuldige kleine Blatt darauf ist. Sein Mit- und Hauptredacteur, Herr Ludwig Mellstab, der diese Nachricht im Bade zu Teplitz erhielt, ist davon so freudig ergriffen worden, daß er völlig hergestellt ward, und daß ihm das ungeheure Falten der Actien aller Eisenbahnen, deren Mitdirector er ist, ziemlich gleichgiltig geworden.

Justus.

2. *)

Berlins Aufschwung. — Scandalsucht des Philisters. — Die öffentlichen Vergnügungen. — Sampiero. Rök und Guste. — Brentano's Frühlingskranz. — Jungniß. — Die vier neuen Monatschriften und die Censur.

Berlin arbeitet sich immer mehr und mehr zu einer großartigen Weltstadt empor. Es wird nicht blos fortwährend verschönert und vergrößert, erzeugt nicht blos jährlich so und so viele neue Häuser, Straßen und Menschen, sondern neuerdings auch ganz großartige, miraculöse Ereignisse und Thaten. Mir meinen hier nicht die radicalen Bewegungen des vergangnen Winters, nicht die socialistischen Vortlesungen Theodor Mundt's, auch nicht die Correspondenzen Feodor Wehl's, nicht den Gefellenverein und den Verein zur Hebung der niedern Volksclassen, sondern die einfache Thatsache, daß Berlin in diesem Augenblicke auch einen Königsmörder in seinem Schooße birgt.

Man wird gewiß im Auslande glauben, daß Berlin an dem Tage des Attentats in großer Bewegung und Aufregung war. Nein. Die Masse des Berliner Volks hat an Allem nur das persönliche Interesse der Neugier, es liebt den Scandal, er mag diesen oder jenen Inhalt haben, wenn es nur etwas zu sehen und zu hören und zu lärmern gibt; es ist noch naiv und indifferent und vielleicht dadurch für den Beobachter interessanter als der „politische“ Philister des constitutionellen Deutschland. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch die weite Stadt, als ich aber mehrere Stunden darauf durch die Straßen ging, sah ich wohl hier und da ein Häuflein Menschen an einer Ecke stehen und das Wülletin lesen, sah auch die Massen auf dem Schloßhof versammelt und sich genau die Stellen ansehen, wo die That geschehen, aber im Ganzen war doch das Interesse höchst matt, der Scandal war nicht lärmend, eclatant genug gewesen. Der Brand des Opernhauses hatte einen tiefern Eindruck, eine größere Sensation gemacht; das war doch ein Schauspiel, da ging doch ein großes Haus in hellen Flammen auf, die halb Berlin erleuchteten. Ich habe unter den Tausenden von Menschen, die die Nachricht des Mordversuchs in das Schloß getrieben hatte, keinen Einzigen, wie bei jenem Brande, vor Staunen die Hände zusammenschlagen sehen. Abends war die Königsstraße — auch unter den Linden einige Häuser — illuminirt; der Pöbel machte aber im Verein mit unzähligen Gassenjungen dort einen so fürchterlichen Lärm, daß die Leute ihm sein Vergnügen bald entziehen und ihre Lichter verlöschen mußten. In den Gartenconcerten und im Königsstädtischen Theater sang man die „Nationalhymne“, am Abend darauf brachte im Schauspielhause ein Mann in Landstandsuniform einen Toast auf

*) Von einem andern Correspondenten.

den König aus, worauf ebenfalls die Nationalhymne gesungen wurde. Sonntags lief man in die Kirchen, um die rührende Predigt zu hören. Man irrt sich, wenn man von dem Berliner Volke meint, daß es religiös oder pietistisch sei. Auch diesen Inhalt hat es nicht. Der Berliner ist witzig, frivol, durch und durch Vergnügungssucht, das „Vergnügen“ sein Gott, seine Religion, sein Cultus, dem er Alles opfert. Freilich ist auch die Sentimentalität ein Grundzug seines Charakters, aber er läuft ihr nur nach, wo sie ihn unterhält, die Erbauung ist ihm nur die Uebersetzung des Vergnügens in eine andere Sphäre. So stehen denn auch die Kirchen meistens leer — wenn es nicht zufällig dort für die Neugier etwas gibt — während die Masse der Bevölkerung mit einer wahren Andacht nach den öffentlichen Vergnügungsplätzen wallfahrtet. Dieser eigenthümliche Charakter des Volks ist es aber, der hier so interessante sociale Zustände und Contraste schafft, wie sie wohl in dieser charakteristischen Weise keine Stadt so leicht aufzuweisen hat. —

Man empfindet auch hier, wie gewiß überall, die Wirkungen dieses so unfreundlichen Sommers. Freilich ist dies in Berlin auch mit einem gewissen Vortheil verbunden, da bei anhaltender Hitze der Staub in den breiten Straßen immer unerträglich wird. Die schönen Gartenconcerte vor den Thoren sind diesmal wenig besucht, der trübe Himmel nimmt diesen einzigen Erholungsplätzen ihren ganzen Reiz. In den Straßen ist es ziemlich still, wie jedesmal im Sommer, wo besonders seit einigen Jahren die neu entstandenen Eisenbahnen täglich Massen der Bevölkerung von hier wegziehen, und ein großer Theil der Hierbleibenden vor den Thoren wohnt. Das eigentliche Leben Berlins beginnt erst im October wieder. — Im Theater soll „Sampiero“ kein besonderes Glück gemacht haben, und die Königsstadt erfreut jetzt ihr Publicum fast täglich mit einer trivialen Posse „Köck und Guste“ und dem Kinderballet der Madame Weiß. — Von Brentano's „Frühlingskranz“ ist jetzt in allen Kreisen die Rede. Ich werde Ihnen nächstens über dieses wirklich „frühlingsduftende“ Buch berichten. Von E. Jungniß erscheint noch im Laufe des Sommers eine „Geschichte der Religion in Deutschland während der Zeit des achtzehnten Jahrhunderts“, die einen Theil der Bauer'schen Culturgeschichte bilden wird. Von dem neuen Unternehmen des Buchhändlers Adolph Rieß, vier neue Monatschriften unter den Titeln „Norddeutsche Blätter“, „Norddeutsche Literaturzeitung“, „Norddeutsche kritisch-belletristische Zeitschrift“ und „Norddeutsche literarische Mittheilungen“ herauszugeben, von denen die erste immer am 1., die zweite am 8. u. s. w. des Monats erscheinen sollte, haben Sie wohl gehört. Das Unternehmen fand Schwierigkeiten — der Censor verweigerte des Titels wegen schon die Censur der Norddeutschen Literaturzeitung und diese mußte mit demselben Inhalt als „Berliner Litera-

turzeitung“ ausgegeben werden. Bis die Sache entschieden ist, werden indeß die Norddeutschen Blätter als eine Monatschrift von sechs bis acht Bogen zu erscheinen fortfahren. Gestern aber — nach Verlauf von vier Wochen — hat die Polizei die noch übrigen Exemplare der stark vergriffenen Auflage des ersten Hefts mit Beschlag belegt. Den Grund zu diesem bis jetzt noch nicht erhörten Verfahren weiß man noch nicht. Jedenfalls ist die Sache eine Frage, es muß entschieden werden, ob ein Verleger nach den bestehenden Gesetzen nicht das persönliche Recht hat, zwanzig und noch mehr Monatschriften auf einmal herauszugeben.

IV.

Joel Jacoby.

Die Berliner gekreuzte Null in der Deutschen Allgemeinen entwickelt immer mehr Joel-Jacoby'sche Feinheiten. Es fehlt nur noch, daß der Mann sich ganz demaskirt und mit tief gezogenerm Hut den hohen Herrschaften in Nord und Süd zugleich empfiehlt. Geist und Gewandtheit genügen heutzutage in der That nicht mehr zur publizistischen Wirksamkeit; es gehört auch entweder etwas Charakter, oder ein bedeutend größerer Grad von Klugheit und Schauspielertalent dazu. Vortrefflich spielte er seine Rolle im Anfang. Als er im vorigen Jahr mit dem Artikel über Bresson debütierte, selten, aber dann auch ausführlich und mit ziemlicher Sachkunde über irgend ein wichtiges Thema schrieb, hielten ihn Einige für einen älteren Diplomaten, Andere für einen malcontenten hohen Beamten, der, ohne liberal zu sein, den gesunden Verstand und die ehrliche Derbheit des vorigen Regiments gegen die romantistrenden Einflüsse der jezigen Politik hervorheben wolle und sich zu diesem Zwecke der Presse bediene. Wir mußten damals lächeln, als wir hörten, daß man in Berlin diese allgemeines und gerechtes Aufsehen machenden Correspondenzen Joel Jacoby zuschrieb. Allmählig stieg er aus der vornehmen Obscurität herab; er schien sich nicht mehr der Presse zu bedienen: er diente ihr, wie jeder andere Journalier, durch Notizen über Dies und Jenes; sein auf welche Art immer erlangtes Geheimwissen schien, bis auf einige bezeichnende diplomatische Bonmots und Anekdoten, erschöpft und wurde nun durch die stylistische Kunst der wohlfeilsten Geheimthuerei ersetzt; eine gewisse unangenehme Salbung und eine Sucht, um jede einflußreiche Person mit feierlichen Mienen das Rauchfaß zu schwingen, wurden auffallend; er riß die Gelegenheit dazu vom Zaune, und that es jedesmal bei dem entferntesten und grundlosesten Gerücht von der Pensionirung dieses oder jenes höheren Beamten (nicht obgleich, sondern weil das Gerücht grundlos war). Alles dies, dann die häufigen Weichmienen und verschämten Anspielungen auf frühere Schick-

sale sprachen für die Berliner Vermuthung. Er ist es und will sich rehabilitiren, dachten wir, theils bei den oberen Mächten, denen er seine Brauchbarkeit demonstrieren, theils bei der öffentlichen Meinung, der er sich als einen zu voreilig Verurtheilten, als einen Geprüften und endlich Geläuterten darstellen will. Mit welcher lächelnden Ruhe, mit welcher Miene sicherer Ueberlegenheit vertheidigte er sich gegen die zuweilen erhobene Beschuldigung, daß er jesuitische Tendenzen verfolge! Neuerdings aber erweckt er wirklich die Vermuthung, daß er keinen Posten suche, sondern sich schon von Anfang an auf seinem Posten befunden habe und eine Mission erfülle, die sehr gut im Sinne des modernsten preussischen „Genius“, aber vielleicht noch mehr im Sinne ganz anderer „Partien“ und „Strömungen“ sein kann. Etwas klüger sollte er dabei zu Werke gehen, nicht bloß um seinetwillen, sondern um des Blattes willen, welches sich zu seinem Organ hergibt. Es klingt gar zu häßlich, wenn Joel Jacoby in der Brockhaus'schen Zeitung sich rühmt, der Revolution in den Abgrund geblickt zu haben, und gleich darauf selbstverhöhnend ruft, wie Deutschland aufzulachen würde, wenn man ihn einen Revolutionär nennte! Will er etwa sagen, daß bei ihm wahrhafte Mysteres de la Revolution zu haben sind? — Die Anbetung des Trierer Gottesrockes vergleicht er mit dem Interesse, das man für Schiller's, Göthe's und anderer großen Männer Reliquien hat. Auch dies ist eine Unvorsichtigkeit, die ein so kluger Kopf hätte vermeiden können. Gelatant aber sind seine Berichte über das Tschech'sche Attentat. Dies Ereigniß hat ihn auf die Entdeckung gebracht, daß die Geschichte seit 1830 ein verhängnißvolles Antlitz trage (erst seit 1830!) und daß die Politik, „des Verstandes Kind“, Nichts mehr schaffen und zu Stande bringen, sondern daß die Religion allein noch die Staaten zusammenhalten könne! — So seltsam die Stimmen und Stimmungen sind, welche die ganz gewöhnliche, in allen Ländern und zu allen Zeiten vorgekommene Zurücktheit oder Bosheit eines Meuchelmörders hervorgerufen hat, so weit sind wir doch noch nicht. Joel sollte sich hüten, voreilig seine letzten Pfeile zu versenden.

V.

N o t i z e n.

Die Theilung des Fisches. — Der Gustav-Adolph-Verein in Danzig und die deutsche Toleranz. — Josef Rank und die Polizei. — Adleraugen und Menschenaugen. — Russische Wiber. — Jullopfer.

— Lord Rochester speis'te einst in Gesellschaft von drei Geistlichen verschiedenen Glaubens; der eine war Katholik, der andere Protestant, der dritte ein Presbyterianer. Es wurde ein Lachs mit einer Sauce von Hummern aufgetragen. Der Katholik nahm den Kopf

des Fisches mit den Worten: *Roma caput ecclesiae!* der Protestant das Mittelstück, indem er sagte: *In medio virtus!* endlich nahm der Presbyterianer den Schwanz und rief: *Finis coronat opus!* — Da Lord Rochester bemerkte, daß diese Theilung des Himmels zugleich eine Theilung des Fisches und für ihn Nichts mehr übrig war, so nahm er den Napf mit der Sauce, besprengte die drei geistlichen Herren und rief ganz ernsthaft: *In nomine Domini ego baptizo vos!* —

— Aus dem Altpreussischen wird uns geschrieben: Der in Danzig gegründete Gustav-Adolph-Verein, welcher übrigens auf den Danziger Regierungsbezirk sich beschränken will, nimmt auch nicht evangelische Mitglieder auf, indem man der Meinung ist, daß zu einem „wohlthätigen Zweck“ Jeder, abgesehen von seiner Confession, die Hand bieten dürfe. Man spreche heutzutage so viel von der Nothwendigkeit religiöser Toleranz, und doch seien die Meisten noch so intolerant, daß sie Andersglaubenden weder Wohlthaten erweisen, noch von ihnen annehmen wollten. — Es dürfte aber noch die Frage sein, ob der Gustav-Adolph-Verein blos wohlthätige Zwecke habe und haben solle. — Derselbe Correspondent meldet uns, als einen Beweis seltener Duldsamkeit: Den 20. und 21. Juni hielten zwei katholische Geistliche aus der heiligen Linde in dem ostpreussischen Städtchen Lyk, unfern der polnischen Grenze, den katholischen Gottesdienst ab, wozu von evangelischer Seite die dortige evangelische Kirche eingeräumt wurde, wie dieses alljährlich geschieht. Gehören solche Beispiele zu den Seltenheiten? Wir erinnern uns, ähnliche Beispiele protestantischer (selten katholischer) Toleranz aus Leipzig und selbst aus Rheinbaiern in Zeitungen gelesen zu haben. Die Unduldsamkeit muß freilich noch sehr allgemein und crass sein, wenn dergleichen „Ereignisse“ der Veröffentlichung werth gehalten werden.

— Dem talentvollen Rank, der das schöne, frische Buch: „Aus dem Böhmerwald“ geschrieben, ist leider etwas — Oesterreichisches passiert; er, der Deutschland zuerst die schönsten Grüße von einem in Waldeinsamkeit vergessenen kerndeutschen Volksstamm brachte, sitzt jetzt im Prager Politzeigefängniß, blos weil er einen Besuch in Leipzig machen wollte, wozu er den nöthigen Subernalpaß nicht hatte bekommen können. In Oesterreich hat nicht Jedermann so viel persönliche Freiheit, daß er mit Sicherheit auf einen solchen Paß rechnen könnte. Wer, wie Rank, vom Lande ist, hängt darin außerdem von der Willkür der Unterbeamten seiner Landstadt ab, bei denen er das Gesuch einreicht, und die es bei der Regierung zu bevorworten haben. Rank wollte die kleine Tour ohne Paß machen, wurde, wahrscheinlich noch vor der Grenze, ergriffen und wie ein gemeiner Verbrecher nach Prag

transportirt. Der junge Dichter kann sich darüber trösten; wenn die Muse vom Polizeiknecht mißhandelt wird, so fällt das gehässige Licht nicht auf sie, sondern auf den, der die Polizei gegen sie geheßt hat. Wir zweifeln sehr, ob man höhern Orts sich über das scandalöse Einfangen des jungen Poeten freuen wird; wir wollen sogar hoffen, daß man ihn unverzüglich auf freien Fuß stellt. Solche Auftritte dienen nur dazu, in Deutschland die unschmeichelhaftesten Vorstellungen über Oesterreich hervorzurufen; einen andern Nutzen haben sie nicht, denn, daß trotz aller Paß- und Polizeichicanen der geistige Verkehr zwischen hüben und drüben nicht ewig gehemmt werden kann, hat sich — weder zum Schaden, noch zur Unehre der österreichischen Bildung und Gesinnung — seit einigen Jahren erwiesen. Die Schuld liegt daran, daß den Unterbeamten zu viel Macht eingeräumt wird. Soll ein Polizeiactuar oder Dorfbürgermeister, der oft nicht einmal vollkommen Deutsch versteht, darüber entscheiden, ob ein gebildeter junger Mann, ein Schriftsteller, eine Spazierfahrt nach Dresden machen kann, und sich dabei noch auf allerhöchste Meinungen und Prinzipien berufen dürfen? Man sollte endlich einsehen, wozu dieses kleinliche und lächerliche Beaufsichtigungssystem führen muß.

— Von nun an wird man nicht nur künstliche Zähne einsetzen, und nicht nur künstliche Augen aus Glas, sondern wirkliche lebende Thieraugen, wie folgender Vorfall zeigt, den unter andern politischen Blättern auch die Kölnische Zeitung mittheilt. Ein Alpenjäger in der Schweiz gerieth in Kampf mit einem Adler, der ihm mit dem Schnabel das rechte Auge aushaakte. Der Jäger ermannte sich indes und schoß den König der Lüfte nieder. Ein junger Arzt, von speculativer Kühnheit, erbot sich, ihm ein neues Auge einzusetzen und zwar eines aus dem Kopf des erschossenen Raubthieres; siehe da, das Auge wuchs, wider Erwarten, an den Sehnerven an, sog daraus neue Lebenskraft und funkelte und blißte bald, wie einst, als es hoch im Aether über Meer und Gletscher in der Augenhöhle des erlegten Jupitervogels blißte oder in die feurige Sonne sah. Der Jäger hat nun freilich dadurch auf dem rechten Auge einen sonderbaren Blick bekommen, allein dafür sieht er so scharf, daß er vom höchsten Berggipfel dieselben Leute im tiefsten Thal, die er mit dem linken Auge gar nicht bemerkt, mit dem rechten deutlich sieht und nicht nur ihr Gesicht und ihre Kleider erkennt, sondern daß er, wenn sie die Taschenuhr ziehen, sehen kann, wie spät es sei. Der junge Arzt verfolgt nun sein Experiment weiter und hat einem Jagdhund ein Paar Adleraugen, einem Pferde aber ein Paar Uhuangenen eingesetzt, damit es in der Nacht nicht scheu werde. — Und die politischen Zeitungen theilen diese neue Erfindung wie einen gewöhnlichen Puff mit, ohne an die politische Wichtigkeit derselben zu denken! Sollte

es nicht gerathen sein, allen Zollaufsehern, Feldhern, Nachtwächtern, Criminalrichtern u. zu befehlen, daß sie sich wenigstens auf einem Auge den Adlerblick verschaffen, den sie in ihrem Berufe nöthig haben? Ueberhaupt könnten Menschen, die zu viel Aehnlichkeit mit dem Schaf besitzen, ihrer Geisteskraft durch eine solche Operation zu Hilfe kommen. Von allerhöchsten Personen reden wir natürlich nicht, da diese ohnedies nicht anders, als mit dem königlichen Adlerblick, geboren werden.

— In einem russischen Grenzorte wurden unlängst fünf Ueberläufer, jeder mit fünfzehnhundert Hieben, bestraft; fast Keiner überlebte den tausendsten Hieb. Die Angehörigen der zu Tode Gemarterten waren genöthigt, dieser öffentlichen Execution vom Anfang bis zum Ende beizuwohnen. — So wird der „Kölnischen Zeitung“ aus Königsberg berichtet; der Correspondent hat die Nachricht aus dem Munde eines achtbaren preussischen Beamten, der anderthalb Stunden von der Grenze stationirt ist. — Das eigentlich Russische liegt dabei in folgendem Nebenumstand, den jener Correspondent erzählt: „Das Fleisch hing in blutigen Fetzen von dem entblößten Gerippe herab. Der Tod der Sträflinge hinderte aber die Henker nicht, den Leichnamen die zugemessene Zahl Hiebe pflichtmäßig bis auf den letzten zu ertheilen.“ — Wie romantisch! Wie vortreflich würde diese Scene in ein Hoffmann'sches Nachtphantasiestück passen. Wäre ich Cornelius, ich würde stracks an die Grenze reisen und dergleichen „Bilder aus Rußland“ malen, um sie theils dem hochherzigen Nikolaus, dem Liebling aller edlen deutschen Frauenseelen, theils dem König von Preußen zu widmen, der wohl nur aus Rücksicht für die Romantik des Grenzlebens sich zur Abschließung des Carrels vermögen ließ.

— Man hat gefunden, daß bei der jüngsten Pariser Julifeier eben so viele Menschen (durch Erdrücken) umgekommen sind, wie bei dem ersten Aufruhr der schlesischen Fabrikarbeiter bei Reichenbach. Eine deutsche Revolte macht so viel Lärm, wie ein kleines Pariser Volksvergnügen. Freilich scheint auf den Julitagen ein eigenthümlicher Fluch zu ruhen; der Geist der Revolution, den man hintergangen, will von Zeit zu Zeit ein Sühnopfer haben.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.